Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile für Poln.-Oberschl. 12 Gr. für Polen 15 Gr. die 3-gespaltene mm-Zeile im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 79 — Sonntag, den 3. Juli 1932 — 81. Jahrgang

Deutschlands Nein!

4 Milliarden Restreparationen — Das Reichskabinett vor der Entscheidung
Ablehnung der Alliiertenvorschläge sicher

Lausanne. Zu dem gemeinsamen Vorschlag der Gläubigermächte, der bisher nur in inoffizieller Weise der deutschen Abordnung bekannt geworden ist, und der am Sonnabend offiziell in der Bürositzung den Vertretern Deutschlands übermittelt werden soll, wird von den amtlichen deutschen Stellen keine Stellung genommen. Jedoch kann vom allgemeinen deutschen Standpunkt darauf hingewiesen werden, daß dieser Vorschlag kaum als eine annehmbare Verhandlungsgrundlage angesehen werden kann, da nach dem Vorschlag der Gläubigermächte der gegenwärtig bestehende Zustand der Unsicherheit und Ungewißheit fortgesetzt bleiben würde. Ferner würde durch den Gläubigervorschlag eine unmittelbare Verbindung zwischen der Regelung der Reparationsfrage und der interalliierten Schulden hergestellt werden, die für Deutschland nicht besteht und nicht anerkannt werden kann. Durch diesen Vorschlag würde auch nicht das von der deutschen Regierung angestrebte Ziel erreicht werden, daß nunmehr eine sofortige endgültige Bereinigung der gesamten Frage eintritt.

In dem Vorschlag fehlt außerdem die Streichung des Kapitels 8 des Versailler Vertrages, mit den Bestimmungen über die Kriegsschuldlüge und der Reparationen.

Der Gläubigerplan wird der deutschen Abordnung Sonnabend überreicht werden, worauf am Sonntag in einer süddeutschen Stadt eine Kabinettssitzung über Annahme oder Ablehnung entscheiden wird. Diese Sitzung soll in Freiburg i. Br. stattfinden.

*

Lausanne. Der von den Gläubigermächten gemeinsam ausgearbeitete Plan zur Schlußlösung der Reparationsfrage sieht die Einzahlung von Reichsbahnbons durch Deutschland bei der BIZ vor, die im Falle der Nichteinigung in der Schuldenfrage mit Amerika zu ¾ Amerika angeboten, und zum nächsten Viertel in die europäische Wiederaufbaukasse eingezahlt werden sollen. Die Höhe der Summe ist noch nicht bekannt, wird wahrscheinlich aber 4 Milliarden betragen.

Parlamentarische Beratungen in Warschau

Für die Liquidierung des Sanacjasystems

Warschau. Wenn nicht zufällig durch irgendwelche Demonstrationen oder Zwischenfällen zwischen Polizei und Bevölkerung, die Aufmerksamkeit auf unser heutiges Elend in Polen gelenkt wird, so erweckt es fast den Anschein, als wenn wir das „glücklichste Volk" wären. Von den Oppositionsparteien hört man nur um den Monatsersten herum, wenn sich die Abgeordneten in Warschau im Sejm versammeln. Sonst herrscht politische Grabesstille. Und bemerkenswert ist es dann bei den „parlamentarischen Zusammenkünften", daß die alten politischen Klepper herausgeholt werden, die schönen Worte nichts als eben Versprechungen bleiben, wie sie die Sanacja bei jeder Gelegenheit auch wiederholt. Die Christlichen Demokraten versuchen sich in nationalistischen Zwischenrufen, daß Polen von allen Seiten gefährdet ist und fordern zur Aktivität auf, entschiedener Kampf zur Liquidierung des Systems.

Die Volkspartei Witos, die vereinigten Bauern, beklagen sich über das Vorgehen der Behörden gegen die Bevölkerung, fassen Resolutionen gegen das System und protestieren gegen Zeitungskonfiskationen, haben aber wenigstens eine Idee, indem sie die Niederlegung der Mandate im Sejm und Senat propagieren, um so zum Ausdruck zu bringen, daß sie die heutige Regierung Polens mit aller Entschiedenheit ablehnen.

Auch der parlamentarische Klub der polnisch-sozialistischen Partei nahm zur politischen und wirtschaftlichen Situation Stellung und kündigt entschiedenen Kampf gegen den heut in Polen herrschenden Kurs an. In einer Resolution wird zusammenfassend gesagt, daß die Fraktion während der letzten Session ihre Pflicht getan habe, daß es jetzt Aufgabe der Funktionäre und Parteimitgliedschaften ist, die Aktion zur Mobilisierung der Massen fortzusetzen, damit im entscheidenden Moment der Kampf erfolgreich durchgeführt werden kann.

Der gute Wille gegen das System ist also in allen Richtungen vorhanden. Aber zersplittert, werden wohl kaum irgendwelche Resultate gegen das System zu verzeichnen sein.

Milliarden-Defizit in Frankreich

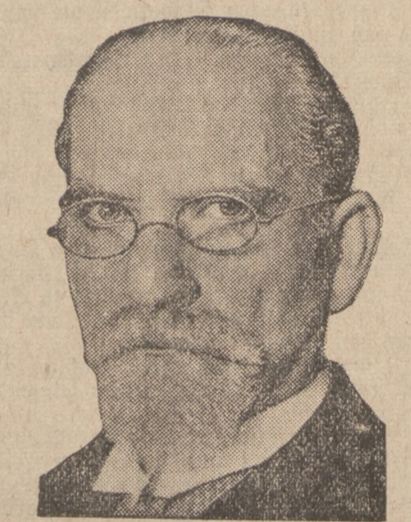
Paris. Im Finanzausschuß gab Haushaltsminister Palmade einen Ueberblick über die französische Haushaltslage, die alles andere als gesund ist. Der Minister wies auf die böse Erbschaft hin, die ihm die vorausgegangenen Minister Tardieu und Laval hinterlassen haben. Der Haushalt des Vorjahres 1930-31 habe schon einen Fehlbetrag von 2642 Millionen Franken aufgewiesen, und im Steuerjahr 1931-32 sei ein Defizit von 4748 Millionen Franken entstanden. Es müssen infolgedessen mehr als 7 Milliarden gedeckt werden, ganz abgesehen von den trüben Aussichten der unmittelbaren und ferneren Zukunft. Der Haushalt 1933 läßt noch mit viel ungünstigeren Verhältnissen rechnen, mit noch schwächeren Einnahmen bei steigenden Ausgaben. Die Regierung soll aber dafür sorgen, daß das Schatzamt nicht weiter für Haushaltszwecke in Anspruch genommen wird, ganz abgesehen davon, daß aus dem Staatsschatz nicht mehr viel zu holen ist. Die in den Jahren 1927-29 angehäuften Summen des Schatzamtes, die sich auf über 20 Milliarden Franken belaufen haben, sind in der Zwischenzeit fast restlos zusammengeschmolzen.

Danzig fordert Abänderung des Warschauer Wirtschaftsabkommens

Danzig. Die Regierung der Freien Stadt Danzig hat dem Danziger Völkerbundskommissar Grafen Gravina drei Anträge auf Abänderung des zwischen Danzig und Polen im Oktober 1921 abgeschlossenen Warschauer Abkommens über Wirtschaftsfragen übermittelt. Die Danziger Abänderungsanträge betreffen die bisherigen Teile 3, 6 und 7, die sich mit Post- und Zollangelegenheiten sowie mit der wirtschaftlichen Ein- und Ausfuhr beschäftigen.

Bekanntlich hat die polnische Regierung ihrerseits bereits Anträge auf Abänderung der Teile 6 und 7 (Zoll und wirtschaftliche Ein- und Ausfuhr) vor einiger Zeit gestellt. Nach Ansicht der Danziger Regierung müssen die polnischen Anträge, abgesehen von sachlichen Gründen, schon deshalb abgelehnt werden, weil sie eine Abänderung des Pariser Vertrages vom 9. November 1920 zur Voraussetzung haben würden, der ohne Zustimmung beider vertragsschließender Teile nicht abänderbar ist.

Die nunmehr von Danzig eingereichten Abänderungsanträge halten sich im Rahmen der Pariser Konvention und erstreben im wesentlichen nicht neue Rechte, sondern Garantien für seine alten Rechte aus dem bisherigen Vertrage.



Frankreichs Wissenschaft ehrt einen deutschen Gelehrten

Der Freiburger Professor Edmund Husserl, der Begründer der Phänomenologie, die zur wichtigsten Strömung der heutigen Philosophie geworden ist, wurde von der Pariser Akademie für moralische und politische Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied gewählt. Husserl ist der erste Deutsche, dem seit dem Kriege diese Ehrung zuteil geworden ist.

Was die Woche brachte

Das Ermächtigungsgesetz, mit dem die Regierung anfangs vorsichtig umging, soll nun dem Anschein nach stärker in Verwendung kommen. Das neue Strafgesetz ist bereits eine beschlossene Sache, und die neue Gerichtsverfassung sowohl, als auch die mit ihr eng zusammenhängende Anwaltsverfassung sind zu erwarten. Alle diese Reformen werden durch Dekrete Rechtskraft erlangen, da die Regierung von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß ihre Behandlung in den gesetzgebenden Körperschaften sich zu sehr in die Länge ziehen würde. Es ist dagegen um so weniger einzuwenden, als die Regierung im Sejm die Mehrheit hat und ihren Willen auf alle Fälle durchsetzen kann. Die Mitwirkung des Parlaments ist daher ziemlich bedeutungslos, der Weg des Dekrets der eigentlich gegebene. Die Stimme der Opposition wird sowieso nicht gehört.

Die Arbeit an den Dekreten vollzieht sich in der Stille, so daß die Aufmerksamkeit der Bevölkerung nur gelegentlich der spärlich darüber erscheinenden Nachrichten auf sie gelenkt wird. Das öffentliche Interesse gilt vielmehr den Vorgängen, die sich außerhalb unserer Grenzen vollziehen. Da ist zuerst einmal der deutsche Flottenbesuch in Danzig zu nennen, der am Montag sein Ende fand. Der Sonntag war noch Festlichkeiten gewidmet, vor allem der 500-Jahrfeier des St. Jakobshospitals, die nachmittags im Rathause stattfand. Die Rede, die dabei der Direktor des Danziger Museums, Zeiser, hielt, der das Einst mit dem Jetzt verglich, ist bei uns übel vermerkt worden, weil der Vergleich zugunsten der Vergangenheit ausfiel. Am Abend fand in der Sporthalle ein Ball zu Ehren der Gäste statt.

Dieser Besuch dürfte noch ein Nachspiel vor den internationalen Instanzen in Genf haben, da die freie Stadt eine Beschwerde gegen Polen wegen Unkorrektheit eingereicht haben soll. Es handelt sich um den Schritt Polens in Berlin, der die Verhinderung des Besuchs durch den Hinweis auf die Stimmung in Danzig bezweckte. Nach der Auffassung in einem Artikel des Berliner „Deutschen Volkswirts" hatte Polen kein Recht, im Namen Danzigs aufzutreten, da es nicht der Vormund, sondern nur der Briefträger der Freien Stadt sei. —

Bezeichnend für das getrübte Verhältnis ist auch der Wunsch nach einer Abänderung des Danzig-polnischen Abkommens von 1921, wie er vom Senat dem Generalkommissar Dr. Pappee übermittelt wurde. Es dürfte sich hier um um eine Art Antwort auf den polnischen Antrag handeln, der die Aufhebung der Zweierleiheit im Zolldienst und die Unterordnung dieses Dienstes unter die poln. Zollbehörden verlangt.

Eine leichte Verstimmung herrscht auch bei den rumänischen Freunden wegen der Unterzeichnung des Nichtangriffsvertrages mit Rußland. Diese Angelegenheit erscheint geradezu jeden Tag in einem anderen Licht. Hieß es anfangs, unsere Regierung habe in Bukarest den Wunsch nach einem raschen Abschluß des rumänisch-russischen Vertrages geäußert, da sie sonst gezwungen wäre, den Vertrag allein zu unterschreiben, so wissen die letzten Meldungen zu berichten, daß Warschau noch warten werde, und daß die Unterzeichnung ohne den rumänischen Vertrag nicht in Frage komme. Zwischendurch kamen die Nachrichten, daß unsere Regierung nach einer Formel für die bessarabische Frage, die das Haupthindernis ist, suchen werde und dann, daß sie diese Formel bereits gefunden habe. Der genaue Sachverhalt ist natürlich nicht bekannt, doch scheint es ausgemacht zu sein, daß von Warschau aus ein Druck auf die rumänische Regierung ausgeübt wird, um ihre Verhandlungen mit den Sowjets zu beschleunigen. Hier ist der Wunsch maßgebend, das Mißtrauen der Russen gegen die politische Richtung Berlins rechtzeitig auszunützen. Ob der Schlag gelingen wird, bleibt abzuwarten.

Das Hauptinteresse der Welt wendet sich natürlich Lausanne zu. Dort tagt die Tributkonferenz, die jeden Augenblick in Gefahr ist, abgebrochen zu werden. Die Konferenz hat im Verlauf ihrer Dauer bereits mehrere Entwicklungphasen durchgemacht. Sie begann mit allgemeinen offenen Sitzungen, doch wurde auch in nicht öffentlicher Form und auch gewissermaßen unter vier Augen, d. h. zwischen Frankreich und Deutschland allein, beraten. Kein Mittel konnte verfangen. Auf die Streichung der Tribute ließ man sich nicht ein und anderen Vorschlägen gegenüber beharrte Deutschland auf seinem Nein. Lediglich unter einer Bedingung war Deutschland bisher zu weiteren Zahlungen bereit, aber nicht in der Form von Reparationen, sondern als Beitrag in den allgemeinen Fonds, den sogenannten „fond commun", zu dem jeder Staat seinen Beitrag leisten sollte und der dann zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Staaten, also zum Aufbau Europas hätte dienen müssen. Die Bedingung, die das Reich stellte, war die Aufhebung der Tribute, die Gleichberechtigung bezüglich der Rüstungen und die Annullierung der Kriegsschuldfrage, mit einem Wort eine Teilrevision des Versailler Vertrags. Frankreich dagegen beharrt auf einer Abfindungssumme für die Reparationen. Der einzige greifbare Vorteil, den die Konferenz bis jetzt gebracht hat, ist die Verlängerung des Moratoriums bis zum Herbst, doch werden auch hier von manchen Kreisen Deutschlands Zweifel erhoben, ob es sich wirklich um

einen Vorteil handle. So sehr der Aufschub der Zahlungen zu begrüßen ist, hat man andererseits damit auch Deutschland seine schärfste Waffe genommen, nämlich die Erklärung des privaten Moratoriums. Das Schicksal der Verhandlungen ist im Augenblick höchst ungewiß. Die Entscheidung dürfte zwar bald fallen, doch ist nichts Gutes zu erwarten, wenn es der Vermittlungsaktion Englands nicht gelingt, eine Verständigung zu erzielen.

Nicht anders geht es in Genf. Wohl hat am Montag das Komitee für moralische Abrüstung wieder einmal eine Sitzung abgehalten, doch eigentlich nur, um das Memorandum Prof. Pellas über die Anpassung der Gesetzgebung an den gegenwärtigen Stand der Entwicklung des internationalen Lebens anzuhören. Ueber die eigentliche Abrüstung, welche die Welt mit Sehnsucht erwartet, hörte man nichts.

Verworren ist die Lage im Deutschen Reich. Die neue Notverordnung hat der Regierung von Papens viel Feinde gebracht und die Verfügungen betreffs der nationalsozialistischen Sturmtruppen haben insbesondere im deutschen Süden Widerspruch geweckt. Wenn sich auch nicht bezweifeln läßt, daß in bezug auf die Außenpolitik augenblicklich nur eine Meinung im ganzen Reiche herrscht, so ist es andererseits auch wieder sicher, daß in allen anderen Fragen die Meinungen sehr geteilt sind. Die Gegner von Papens sprechen nicht nur von Tributen an Frankreich, sondern sie sehen in den letzten Erlassen der Regierung auch Tribute, die an Hitler dafür gezahlt werden, daß er der neuen Regierung in den Sattel half. Es hat sich geradezu eine Fronde von Parteien, politischen Gruppen und Ländern gebildet, die die Autorität der Regierung nicht anerkennen will, und deren einziges Bestreben es ist, das gestürzte Linkssystem durch die Reichstagswahlen wieder herzustellen und Rache für Brüning zu nehmen. „Zurück zu Brüning!" ist zum Beispiel die Wahlparole des Zentrums. Es wird in diesen Tagen auch die Kluft zwischen Nord und Süd wieder recht offenbar, wobei auch Oesterreich nicht außer Acht gelassen werden darf. Das österreichische Bürgertum, in dessen Reihen die Christlichsozialen das entscheidende Wort sprechen, hat sich im allgemeinen bisher für den nationalsozialistischen Norden nicht sehr begeistert. Das zeigt sich erst vor paar Tagen wieder, als man in Oesterreich die Radioübertragung der Rede Georg Straßers nicht zuließ.

Von den außereuropäischen Ländern ist auf Indien hinzuweisen. Die Kämpfe, die gegenwärtig zwischen den Hindus und den Mohammedanern ausgefochten werden, sind sicher nicht nach Gandhis Geschmack, obwohl dem Führer der Vorwurf gemacht werden muß, daß er es nie versucht hat, die Frage der Religionen in Indien zu lösen. Vielleicht ist gerade hier der Grund dafür zu suchen, daß Gandhi vor einiger Zeit schon nach einem Frieden mit den englischen Behörden strebte. Das Neueste ist jedoch die Erklärung, die der Minister für Indien, Sir Samuel Hoare im englischen Unterhaus abgab. Darnach handelt es sich um das Projekt einer Konstitution für Indien, die auf föderativen Grundsätzen aufgebaut ist und eine weitgehende Selbstverwaltung für die einzelnen Provinzen und Fürstentümer des Landes vorsieht, bei gleichzeitiger Schaffung eines besonderen Parlaments als gesetzgebende Körperschaft. Mit der Verwirklichung dieses Planes träte Indien in ein neues Stadium seiner Entwicklung ein. --lf.

Der französische Senat gegen Deutschland

Herriot in Paris.

Paris. Der Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten hat am Freitag seinen Vorsitzenden beauftragt, sich mit der Regierung in Verbindung zu setzen und bei ihr darauf hinzuweisen, daß es notwendig sei, auf den internationalen Konferenzen zu unterstreichen, daß die „Wiederaufrüstung" Deutschlands den bestehenden Verträgen widerspreche und sowohl auf die Zahlungsfähigkeit, als auch auf die internationale Sicherheit zurückwirken würde. Dem Beschluß ging eine ausführliche Darlegung der in Lausanne und Genf entstandenen Lage durch den Senator Berenger voraus.

Herriot hat am Freitag vor der Finanzkommission der Kammer ausführlich zur Finanzlage der Regierung Stellung genommen und eine beschleunigte Behandlung der Vorlage verlangt.

Zusammenstöße in Wien

Prügelei zwischen Sozialdemokraten und Nationalsozialisten — Ein Klubhaus überfallen

Wien. In der Freitag-Sitzung des Wiener Landtages kam es zu stürmischen Zwischenfällen. Auf einen Zwischenruf hin stürmten Nationalsozialisten und Sozialdemokraten aufeinander los. Es kam zu einem allgemeinen Handgemenge in der Mitte des Saales, so daß der Präsident die Sitzung unterbrechen mußte. Erst nach einer geraumen Weile gelang es den besonnenen Elementen, die Streitenden zu trennen. Nach einer viertelstündigen Unterbrechung wurde die Sitzung wieder aufgenommen, verlief aber auch weiterhin stürmisch, da die Nationalsozialisten die Kundgebungen gegen den Präsidenten, der jüdischer Abstammung ist, fortsetzten.

*

Wien. In der Nacht zum Freitag wurde das Haus des International Country-Klubs, eines Wiener Golf-Klubs, der seine Anlagen im Lainzer Tiergarten schon außerhalb der Stadtgrenze hat, von Nationalsozialisten überfallen. Die Gruppe, die nach verschiedenen Meldungen etwa 50 Mann stark gewesen sein dürfte, griff die Mitglieder des Klubs, die eine Feier abhielten, mit Stöcken an und verletzten vier Personen so ernstlich, daß sie die Hilfe der Rettungsgesellschaft in Anspruch nehmen mußten. Drei weitere Besucher wurden leicht verletzt. Es wurden auch Flaschen und Teller zertrümmert. Unter den Leichtverletzten befindet sich der rumänische Gesandte Brediceanu, der von der Terrasse heruntergestoßen wurde und sich dabei leicht an der Hand verletzte. Auch seine Nichte, Baronin Lauenschild, erhielt einen Hieb mit einem Knüppel. In der Gesellschaft befanden sich noch andere Diplomaten, so der italienische Militärattachee und der südslawische Gesandte.

Der Engländer Butler Nachfolger von Albert Thomas

Genf. Der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes hat am Freitag vormittag und am Freitag abend in geheimer Sitzung den Nachfolger für den verstorbenen Direktor Albert Thomas gewählt. Die Sitzung zog sich bis in die späten Abendstunden hin. Zum Nachfolger wurde der bisherige stellvertretende Direktor, der Engländer Butler bestimmt.

Gegen die Diktatur

Belgrad. In Uba in Mittelserbien kam es am Freitag zu schweren Zusammenstößen zwischen der Bevölkerung und der Gendarmerie. Da Jahrmarkt abgehalten wurde, wollte der ehemalige Abg. Lazitsch die Gelegenheit benutzen, um auf dem Jahrmarkt eine Volksversammlung abzuhalten. Die Gendarmen schritten dagegen ein, wurden aber von der Menge mit einem Steinhagel verjagt. Vier Gendarmen und zwei Polizeibeamte wurden schwer verletzt. Plötzlich fiel aus der Menge ein Schuß, der einen weiteren Gendarmen schwer verletzte. Die Gendarmen machten nunmehr von der Waffe Gebrauch, töteten zwei Demonstranten und verwundeten einige schwer. Der Abg. Lazitsch entkam in die Berge.

Staatspartei geht mit Zentrum zusammen

Die Staatspartei wird mit dem Zentrum zur Reichstagswahl Listenverbindung eingehen. Sie wird voraussichtlich dadurch besonders in Erscheinung treten, daß auf die Reichsliste des Zentrums an erster Stelle der frühere staatsparteiliche Finanzminister Dr. Dietrich, der staatsparteiliche Bürgermeister Petersen-Hamburg und der staatsparteiliche Gewerkschaftsführer Ernst Lemmer gesetzt werden.

Die Arbeitslosigkeit in der Welt

hat sich nach Angaben des Internationalen Arbeitsamts in den letzten Monaten allgemein weiter verschärft. Nur in Finnland ist sie um 1 v. H. und in Polen um 3 v. H. gesunken.

Unter Berücksichtigung der verschiedenen Methoden zur Ermittlung der Arbeitslosenziffern macht das IAA folgende Angaben, wobei in den Klammern jeweils die Vergleichszahlen für die gleichen Monate des Vorjahres angegeben sind: Deutschland 5 675 307 Arbeitslose Anfang Juni (4,2 Millionen), Großbritannien und Nordirland 2,8 Millionen (2,5), Schweiz 103 092 im April (60 871), Frankreich 315 502 im Juni (51 354), Italien 1 032 745 im Mai (699 133), Tschechoslowakei 482 000 im Juni (93 941).

Die übliche Entlastung des Arbeitsmarktes durch den Saisonbeginn im Frühjahr ist also dieses Jahr nirgendwo eingetreten und selbst die Ausschaltung vieler Arbeitsloser in einigen Ländern durch die verschärften Bestimmungen über die Zulassung zur Unterstützung hat die Zahlen gegenüber 1931 nicht herabzudrücken vermocht. Die neuesten Statistiken zeigen in den letzten drei Monaten dieses Jahres eine Zunahme der Erwerbslosen in der Tschechoslowakei von 11,3 auf 13,3 v. H., in England von 22 auf 22,1 v. H., in Japan von 6,7 auf 6,8 v. H., in Polen von 14 auf 15,3 v. H., in USA von 23,1 auf 31 v. H. Die Abnahme betrug in Deutschland von 33 auf 30,7 v. H., Belgien von 43,2 auf 42,7 und Schweiz von 25 auf 23 v. H.

„Weltbühne"-Prozeß

Freispruch von Ossietzkys.

Berlin. Das Schöffengericht Charlottenburg (nicht die Beschlußstrafkammer beim Landgericht 2, wie irrtümlich gemeldet) sprach den Schriftleiter der „Weltbühne", von Ossietzky, von der Anklage der Beleidigung der Reichswehr auf Kosten der Staatskasse frei. In der Urteilsbegründung wurde vom Gericht u. a. ausgeführt, daß der „Weltbühne"-Artikel, in dem es geheißen habe, „Soldaten sind Mörder", ganz unpersönlich gehalten sei. Aus Rechtsgründen habe das Gericht eine Schuldfeststellung nicht treffen können, weshalb die Freisprechung habe erfolgen müssen. Die Staatsanwaltschaft wird gegen das Urteil Berufung einlegen.

Der letzte Bauabschnitt in Gdingen

Gdingen. Die Regierung schloß mit dem französisch-polnischen Konsortium für Hafenbau in Gdingen einen Vertrag über den dritten Abschnitt der Hafenarbeiten ab. Diese Arbeiten sollen bis 1935 beendet sein und kosten 27 Millionen Zloty. Der erste Bauabschnitt dauerte bis zum Ende des abgelaufenen Jahres und erforderte 48 Millionen. Die Gesamtsumme der Baukosten beläuft sich somit auf 165 Millionen.

Magistratsbeamte überfallen einen Zirkusdirektor

Lodz. Am Donnerstag wurde in Pabianice der Leiter des Zirkus Staniewski, Rubini, von einigen jungen Leuten verprügelt. Rubini kehrte nach Mitternacht aus einem Restaurant zum Zirkus zurück und hörte in der Nähe der Zelte Geschrei. Als er näher kam, sah er, daß vier seiner Künstler überfallen worden waren und mit ihren Gegnern kämpften. Er wollte ihnen helfen, wurde aber geschlagen, so daß er halb bewußtlos zusammenbrach. Dabei griff ihm einer der Gegner in die Tasche und raubte ihm einen Revolver. Es stellte sich heraus, daß die Uebeltäter die Magistratsbeamten A. Wypich, A. Majewski, der Leiter der städtischen Lesehalle, W. Dombrowka, J. Sobczyk und noch zwei andere Personen waren. Alle wurden verhaftet. Gegen Wypich, der den Revolver raubte, und seine Kollegen, hat der Stadtpräsident unabhängig von dem gerichtlichen Strafverfahren eine Disziplinaruntersuchung angeordnet.

Kinderlähmungen in Magdeburg

In Groß-Ottersleben bei Magdeburg ist eine Kinderlähmungsepidemie ausgebrochen. Der erste Fall wurde bereits vor 6 Wochen notiert, wo ein 3jähriges Kind auf Anordnung des Arztes infolge dieser Epidemie ins Krankenhaus geschafft werden mußte. In den letzten Tagen wurden 9 weitere Fälle gemeldet. Die Lähmung tritt nur dann auf, wenn die Kinder vorher noch von keiner ansteckender Krankheit befallen waren. Die Krankheit hat in sämtlichen Fällen keinen schlimmen Ausgang zur Folge.

Wenn Menschen auseinandergehen

Roman von J. Schneider-Foerstl

(Schluß.)

Horvath schwang sich vom Rücken des dampfenden Pferdes und hielt das blasse Frauengesicht mit den Händen umfaßt. „Rosmarie! Das konnte ich nicht ahnen, als ich von dir ging. Das nicht!" Er legte, um diese todmüden Augen nicht mehr sehen zu müssen, die Stirn gegen ihre Schulter.

Sie strich langsam seinen Arm herab. „Wir haben uns so sehr auf dein Kommen gefreut, Guido!"

Horvath richtete sich auf. Das „Wir" und „Uns" mahnte ihn an Szengeryi. Mit einem Zögern schob sich ihm jetzt dessen Rechte entgegen.

„Ich danke dir für alles, was du an meiner Frau getan hast."

Zwei Augenpaare bohrten sich ineinander. Horvath wandte sich ab und hob, ohne ein Wort zu sprechen, Rosmarie in den Sattel. „Sitzt du bequem und sicher? Ja, Kind? — Bela, du mußt auf die andere Seite gehen. Wenn du gleitest, Rosmarie, wirst du einem von uns beiden in die Arme fallen."

Ein zartes Rot färbte ihre Wangen. Sie streckte die Hand aus, um ihm über das Haar zu streichen, aber sie zog, ehe sie es berührt hatte, die Finger wieder zurück. Sie sah, wie der Gatte litt.

„Raja geht seit zwei Jahren in Trauer." Szengeryi wandte den Kopf nicht, als er das sprach.

„Um mich?" fragte Horvath.

„Ja, um dich, Guido!"

„Vor aller Welt?"

„Vor aller Welt! Bosanyi hat den Enkel zu seinem Erben eingesetzt. Er ist unter deinem Namen im Taufbuch eingetragen."

Horvath lehnte sich gegen Rosmaries Hüften. „Wie traurig, daß man erst tot sein muß, um —"

Er verstummte jäh, denn Rosmarie hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt. Ihre Augen flehten ihn an: „Rühr nicht an die Vergangenheit."

Abbittend sah er in ihr Gesicht und liebkoste die Finger, die an seiner Schulter herabhingen. „In Killarney verbluten die Buchen, Rosmarie und die Ulmen stehen in Bränden. Bevor der letzte Ginster verblüht, sollst du kommen, läßt Calderon dich bitten. Du sollst auch deinen Mann mitbringen und ich meinen Jungen und Raja, wenn sie mir folgen will."

Nichts als das schwere Atemholen Szengeryis und der Hufschlag des Pferdes unterbrach die Stille, die nun folgte.

Wo die Markungen sich kreuzten und die Raine sich schnitten, stand ein Knabe in blauem Matrosenkittel. Das dunkle Haar fiel ihm in schweren Locken auf die Schulter, während die sonnverbrannten Fingerchen die letzten Blüten, die die Steppe gab, umkrampft hielten.

Horvath überlief ein Zittern. „Auf wen wartest du?"

„Auf dich, Vater!"

Der Künstler hob den Knaben hastig empor und küßte den Mund, der ganz dem seinen ähnlich war. „Wo hast du die Mutter?"

Die Kinderaugen strahlten. „Sie steht mit Großmutter Horvath und Großvater Bosanyi drüben im Garten und weint."

Horvaths Gesicht war von Lächeln und von Qual verzerrt. Er sah zu Rosmarie auf, gewahrte wieder diesen rührend flehenden Blick und zwang Herz und Mund zu Stille.

Szengeryi hob seine Frau aus dem Sattel, um sie das letzte Stück Weges in den Armen zu tragen.

Horvath hielt die kleine Hand seines Sohnes umfaßt und gedachte der Stunde, da dieses Leben dem seinen und Rajas Blut entsprungen war.

Er sah nach Szengeryi hinüber. Das verblassende Licht des Abends ließ sein Gesicht alt und gefurcht erscheinen. Rosmarie lehnte sich geschlossenen Auges an seine Brust.

„Gib uns Frieden! Frieden!" schrie es in Horvaths Seele auf. Er fühlte die Hand des Knaben in der seinen zucken und dünkte sich auf einmal alt, so alt! Ein Greis! Hatte er nicht schon hundert Jahre oder mehr gelebt und alles Leid der Erde getragen?

Er sah kaum mehr auf den Weg, folgte nur den kleinen warmen Händen, die ihn führten und verhielt erst den Fuß, als die Tanja Bosanyis aus dem Grün tauchte.

Ueber das Kind hinwegsehend, gewahrte er Bosanyi an der Treppe des Hauses lehnen. Eine schlanke Gestalt, in deren Antlitz ein bleicher Mund leuchtete, kam ihm wankenden Schrittes entgegen. Er ging rasch auf sie zu, beugte sich etwas nieder und küßte die Lippen, die den seinen entgegenzuckten.

„Wir wollen vergessen, Raja — um des Kindes willen. Kannst du?"

Eine Stirne drückte sich an seine Schulter. Er nahm den Arm der Weinenden in den seinen, nahm an die andere Hand das Kind und schritt auf Bosanyi zu, der noch immer an der Treppe stand.

Zwei Augenpaare forschten ineinander. Rajas Arm zitterte an dem des geliebten Mannes.

In das gefahrvolle Schweigen klang die Stimme der Großmutter Horvaths, die den Enkel mit einem Aufstrahlen der halberblindeten Augen grüßte. „Gunnar, haben Sie vergessen, daß wir vereinbarten, Ihre und meines Sohnes Schuld als gelöscht zu betrachten, und daß Sie Guido lieben wollen, um der Frau willen, die Ihnen einst alles war und deren Herzen er entsprossen ist?"

Bosanyis Rechte hob sich in langsamer Bewegung und umschloß dann die Finger des Künstlers, die merklich bebten.

Was Horvath nun sprach, fand den Weg zu Bosanyis innerster Seele. „Sie haben dem Kinde einst den Vater genommen. Ich bitte Sie, jetzt mir den Vater zu ersetzen."

Die Steppe lohte in flammender Abendsonne und tauchte die Gesichter in dunkle Brände. Als die Glut erlosch, schwebte nur noch ein schmaler Streifen schüchternen Rosas über der melancholischen Stille.

Alles Leben schlummerte hinüber in die Nacht, die nun Ruhe in die Herzen brachte, in die Herzen, die nach jahrelangem Leid und Irren aufs neue die Wege zueinander suchten, in Liebe und redlichem Willen und dem Schicksal dankend, das ein Wiedersehen für sie bereit gehabt hatte, ehe die Erde für immer einen der ihren deckte.

„Wenn Menschen auseinandergehen, können Sie nichts als hoffen, daß sie alles so wiederfinden, wie sie es verlassen haben."

Ein größeres Geschenk kennt das Leben nicht, als denen ein Wiedersehen zu gewähren, die sich lieben.

— Ende —

Dieser Roman ist auch in Buchform erhältlich!

Unterhaltung und Wissen

Abenteuer in Venedig

Von Viktor Helling.

In Venedig habe ich ein sehr unangenehmes Abenteuer gehabt. Ich hatte mir gegen fünf Uhr eine Gondel am Mole gemietet — an dem Landungsplatz an der Piazetta. Der Gondelier war ein Mann in den besten Jahren. Er versprach, mich auf einem kleinen Umweg nach San Nicoletto zu fahren. Den Umweg mußte er machen, weil er in San Servolo seinen Hund abholen wollte. So fuhren wir ab. Die Gondel schwebte gut gerudert dahin, vorbei an den Gärten von San Clemente, wo die weiblichen Irren ihrer Heilung entgegenwarten, und dann in Richtung auf San Giorgi Maggiore mit seinem bunten Marmorportal, auf dem noch die letzte Sonne lag.

„Es ist ein Spitz, wissen Sie“, sagte mir der alte Tonio. Noch nie ist er mir davongelaufen. Aber gestern hatte ich in San Servolo zu tun, da kam er mir abhanden. Ich finde ihn heute bestimmt.“

So legten wir an. Tonio stieß die Ruderstange in den Grund. Es war genau um sechs Uhr. Melancholisch zitterten die Glockentöne von den alten Türmen der Dogenstadt übers Wasser.

Ich war allein im Boot und sah den Wellen zu, die den flachen Sand überrieselten, der grün von schütterem Strandgras vor mir lag.

Ein Geräusch ließ mich auffahren. Hinter einem Strauch war eine Gestalt hervorgehuscht — ein Mann in eigenartiger Kleidung, ohne Hut, ziemlich blaß und mit seltsam glänzenden Augen. Das Haar bäumte sich unbändig aus der Stirn aufwärts.

„Pst, pst!“ rief er. Es klang wie ein Zischen. Und dann war er auch schon mit einem schnellen Satz bei mir im Boot.

Ohne auf meinen abwehrenden Zuruf zu achten, riß er Tonios Ruderstange aus dem Schlamm, und ehe ich es hätte verhindern können, war er auch schon abgestoßen.

„Was soll das?“ fuhr ich auf. „Sind Sie des Teufels?“

Er murmelte etwas, das ich nicht verstand, und schon handhabte er das Ruder mit einer Geschwindigkeit, daß sich im Nu der Raum zwischen uns und der Insel vergrößerte. Seine Augen blitzten mich in seltsamer Starrheit an.

„Schnell! Es eilt! Rühren Sie sich nicht vom Fleck!“ verstand ich ihn plötzlich. Dabei zeigte er ein tadelloses Gebiß. Ich sah jetzt so recht, daß ich es mit einem wahrhaft athletisch gebauten Menschen zu tun hatte.

Sie wissen, ich bin alles andere als ein Gigant. Ich mußte mich aufs Parlamentieren legen. Vor allem mußte ich herausbekommen, was der Mensch, der sich so unberufen zum Herrn meines Bootes gemacht hatte, eigentlich im Schild führte.

Zum Teufel! Nun erklären Sie mir endlich, was dieser Spuk bedeuten soll. Was haben Sie in dieser Gondel zu schaffen?“

Er schwieg. Schon mehr als ein Kilometer lag zwischen uns und San Servolo. Der Unheimliche ruderte immer noch so hastig wie zuvor — bis er ganz unvermittelt die Stange hochriß und sagte: „Es hat keinen Zweck, daß ich mich Ihnen förmlich vorstelle, Signore. Dazu eilt unser Geschäft zu sehr. Ich beglückwünsche mich indessen, daß Sie mir vom Himmel als Werkzeug zu diesem Geschäft geschickt sind.“

„Zu welchem Geschäft“, fragte ich überrascht.

„Zur Hebung der Kronjuwelen des Fürsten von Piacenza!“

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Er nickte mir, während er das Ruder vollends in die Gondel zog, mit einem vertraulichsten Blick zu: „Wir sind an Ort und Stelle. Ich kenne mich hier aus. In der Tiefe dieser Lagune liegt der Schatz.“

„Was soll der Unsinn?“

„Man verfolgt mich, weil man weiß, daß ich die Stelle dieses Schatzes kenne. Nun wartete ich auf einen günstigen Moment. Wir werden den Schatz sofort heben.“

In den Augen des Menschen, der mir reif für die Zwangsjacke schien, stand ein unheimliches Gleißen. Es ist wohl verständlich, daß ich Ausschau nach einem Boot hielt. Aber nirgends war eine Gondel zu sehen. Dabei sank die Dämmerung jetzt schnell.

„Sofort! Verstehen Sie? Machen Sie sich fertig! Sie springen über Bord—“

„Ich? Ich — über Bord springen?“

„Keine Sekunde Ueberlegung! Der Preis ist köstlich. Sie tauchen unter und bringen die Juwelen herauf.“

Ich muß sagen, es überlief mich kalt. Ich war nie ein guter Schwimmer. Eine Trennung von der Gondel war für mich gleichbedeutend mit dem Tod in den Wellen. Ich war längst nicht mehr im Zweifel, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Blitzschnell überlegte ich. Die alte Regel fiel mir ein, daß man auf die Hirngespinste eines Verrückten nur zum Schein eingehen müsse.

„Tauchen — bei dieser Beleuchtung? Natürlich — das kann man. Aber besser ist, wir warten ab. Der Mond muß erst aufgehen.“

Wir dürfen nicht warten! Der Mond hat auch gar nichts zu sagen. Im Gegenteil. Es kommt nur auf schnelles Tauchen an.“

„Das ist richtig, mein Herr, aber ich bin nicht das Werkzeug, das Sie suchen. Der Mann, der Ihren Schatz heben will, wartet da drüben auf Sie.“ Ich wies nach San Angele hinüber.

„Welcher Mann?“ Seine Augen flackerten. Dann schob er sich näher auf mich zu. „Sie und kein anderer!“

„Richtig. Gewiß. Nur sagen Sie, wäre es nicht besser — ja gewiß! — wenn Sie selbst tauchen wollten? Das verspräche den sichersten Erfolg.“

„Nein, nein. Ich neige zu Schüttelfrost. Ich brauche gerade Sie!“ Wie bösartig jetzt sein Blick war! „Sind Sie fertig? Wollen Sie nun jetzt tauchen — oder wollen Sie mich zwingen —?“

„Ich zwinge Sie zu nichts! Zu gar nichts!“

„Um so besser! Sonst —.“ Sein Atem berührte mich. Er rückte mir auf den Leib. „Los doch nun!“

In meiner Angst zog ich den Rock aus. Ich legte ihn auf den Boden und suchte dabei das Ruder zu packen. Es schien mir keinen anderen Ausweg zu geben als — er oder ich.

Allein die Stange klirrte. Ahnte er, was ich vorhatte? Auf einmal fühlte ich seine Fäuste an meiner Kehle. Er hab mich... das Boot schwankte —.

„Luft!“ brüllte ich heiser. „Luft!“

Die Fäuste lockerten sich. „Springen Sie!“

„Sofort!“ stotterte ich. Und ich war in der Tat nur um der Nähe des Unheimlichen zu entrinnen, drauf und dran, über Bord zu springen. Da — im letzten Augenblick, riß er mich zurück. Er zog mich förmlich wieder in die Gondel herein und flüsterte: „Keinen Laut jetzt!“ ... Wir dürfen keine Zeugen haben!“

Hastig griff er zum Ruder. Ich verstand noch nicht das Wunder, das mich gerettet haben sollte. Im nächsten Augenblick hätte ich laut aufjubeln mögen: In unserem Kielwasser tauchte ein Boot auf.

Wie durch einen Schleier sah ich, was sich nun blitzschnell abspielte. Das Rettungsboot — ich durfte es wohl im besten Sinne als solches begrüßen — legte mit kräftigen Riemenstößen an unsere Gondel an. Eine Art Lasso wurde über den Kopf des Hünen geschleudert. Mit einem Klageschrei zuckte er zusammen. Dann fesselten sie ihn. — Es waren meine Befreier. Hilfe in höchster Not! Als ich vollends zu mir kam, bestätigte mir Tonio, der samt seinem Spitz auf dem Rettungsboot in Begleitung dreier handfester Männer stand, was ich geahnt hatte. Ich hatte mich in der Gewalt eines Geisteskranken befunden, der aus der Anstalt von San Servolo, wo die männlichen Irren interniert sind, entwichen war.

Die Wächter brachten ihn zurück. Man beglückwünschte mich. Und ich konnte mir auch gratulieren. Ich läge, wenn Tonio nicht die Irrenwächter hinter seinem Boot her alarmiert hätte, wahrscheinlich heute dort unten, wo Signor Manzi-Fe so hieß der Irre — den Kronschatz des Fürsten von Piacenza vermutete.

Auf frischer Tat

Von Wilhelm Lennemann.

Der junge Bauernsohn Fritz Mühlensiefen steht vor Gericht. Er macht dem Amtsgerichtsrat schwer zu schaffen.

„Also, Angeklagter,“ ermuntert ihn der Richter nach der Beweisaufnahme noch einmal, „wollen Sie jetzt nicht doch lieber den versuchten Diebstahl zugeben? Sie sind doch sozusagen — ohne daß ich dadurch dem Urteil des Gerichts vorgreifen will — glatt überführt: Der Gendarm hat Sie frühmorgens gegen fünf Uhr dabei ertappt, wie Sie die Apfelbäume Ihres Nachbarn plünderten. Und ein artiger Haufen von Zentnern, den Sie bereits zum Hinüberschaffen auf Ihr Grundstück zusammengetragen hatten, beweist, daß Sie schon einige Stunden gepflückt hatten! — Also, Mühlensiefen, seien Sie nicht so töricht!“ —

Doch der Angeklagte schüttelt nur traurig den Kopf: „Das stimmt schon, Herr Richter. Aber stehlen wollte ich nicht.“ — „Aber Sie haben doch selbst den Beamten gebeten, Sie laufen zu lassen!“ — —

„Ja, ja, das wäre auch schon besser gewesen.“

Der Amtsgerichtsrat lächelt dünn. „Sie sind nur der Sohn eines Kuhbauers, nicht wahr, und besitzen selbst keinen Obsthof, und da wollten Sie sich für den Winter von dem Reichtum Ihres Nachbarn etwas abholen. Ist's nicht so?“

„'s war mir nicht um die Aepfel!“

Aber dann sprechen Sie sich doch endlich aus!“ — Der Amtsgerichtsrat wird etwas ärgerlicher. Er kennt seine maulfaulen Bauern wohl und nimmt gern weitestgehende Rücksicht, aber alle Güte muß doch einmal ein Ende haben. „Also reden Sie!“ —

Fritz Mühlensiefen schaut dumpf zu Boden. „Das kann man nicht so sagen; das ging wider das Recht!“

Ein Seufzer der Erleichterung am Richtertisch. „Na, also! Sie geben demnach endlich zu — — —“

„Nein, nein,“ wehrt sich der Bursche erschrocken, ich meine nur, das ging gegen die Meinung, die so auf dem Dorfe im Recht ist, und dagegen kann man nimmer an!“

Der Amtsgerichtsrat horcht auf. „Sie meinen, daß Sie gegen ein Bauerngesetz verstoßen?“ —

Der Angeklagte nickt: „So könnt' man wohl sagen!“

„Und deshalb müssen Sie schweigen?“

In dem Angeklagten flutet es heimlich auf: „Ich bin nur ein armer Bursch und arbeite für zwei, daß ich besteh'; aber zum Gespött im Dorf machen tu ich mich nicht!“

Dem Vorsitzenden wird der Fall interessant. Er sucht dem Burschen die Zunge zu lockern: „Da stehen genug Bauern aus Ihrem Dorfe hinter der Barriere. Meinen Sie nicht, daß die sich schon ihr Teil denken!“

Der Angeklagte erschrickt und schaut verstört in den Zuschauerraum. „Herr Vorsitzender!“ reckt da einer den Arm.

„Wer sind Sie? Haben Sie etwas Wichtiges zu sagen, dann treten Sie vor! — Herr Staatsanwalt, Sie sind einverstanden, daß ich den Mann informatorisch vernehme. Also wie heißen Sie und was haben Sie uns mitzuteilen?“

„Ich heiße Rudolf Klein und ich meine, der Fritz Mühlensiefen hat gewußt, daß am andern Morgen der Händler durchs Dorf ging, um die Aepfel abzuholen!“

„Um so schlimmer,“ fährt ihm der Staatsanwalt in die Parade, „daß er da in der letzten Nacht noch schnell die Gelegenheit zu stehlen wahrnimmt!“

Doch der Vorsitzende ist hellhöriger.

„Angeklagter, haben Sie das gewußt?“ — Ganz weich und zutraulich fragt er.

Fritz Mühlensiefen nickt wortlos.

„Und wer hatte Ihnen das gesagt, da Sie doch kein Obst zu vergeben hatten?“ — Stille um eines Atems Länge. Dann kommt es verhangen und leise: „Die — Margret.“

Der Amtsgerichtsrat nickt: „So, so, die einzige Tochter des Bestohlenen.“ Der Bauer, der als Zeuge vernommen worden ist, schaut auf; seine Tochter blickt schamhaft zu Boden.

Der Vorsitzende aber läßt die Zügel nicht locker: „Fräulein Margret, treten Sie einmal vor! Das Gericht hat Sie ja noch nicht gehört. Können Sie uns vielleicht sagen, was der Angeklagte, den Sie als Jugendgefährten doch auch durch und durch kennen müssen, so hartnäckig verschweigt?“

Das Mädchen tritt vor. Hart neben den Angeklagten. Einen Augenblick steht es. Dann hebt es tapfer den Kopf und spricht, und das klingt gar nicht schamhaft: „Herr Vorsitzender, ich mein', der Fritz hat mich ein wenig lieb gehabt, sich aber nicht getraut, es zu sagen, weil er nur ein armer Bub ist!“ Den Fritz dabei anzuschauen, wagt sie nicht. Aber der sieht auf sie. Und unter der aufbrechenden Flut zerrinnt all sein Bangen. „Margret!“ schreit er.

„Ruhe, Ruhe, ebbt der Vorsitzende väterlich zurück. — „Darüber können Sie sich nachher auf dem Heimweg unterhalten! — Aber Sie wollten noch etwas sagen,“ lockt er das Mädchen und schaut sie aufmunternd an. Und die Margret faßt sich wieder ein Herz: „Ja, und ich meine, das hat er mir zulieb die Aepfel gepflückt, weil wir in den letzten Tagen vor lauter Arbeit nicht dazu gekommen waren, daß ich mich freut', wenn ich in der Frühe auf den Hof kam und sie da alle auf dem Rasen sah!“

Der Amtsgerichtsrat nickt befriedigt:

„Ist das so, Angeklagter?“

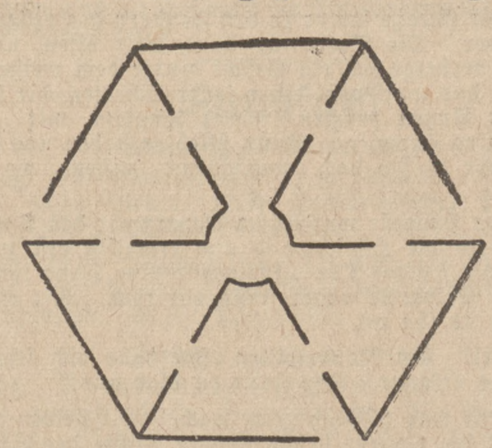
„Ja, so war's.“ Jetzt durft er es auch sagen. „Ich hätt' der Margret nimmer einen Apfel gestohlen!“

„Ich glaube es!“, schloß der Vorsitzende die Beweisaufnahme. „Sie können sich setzen, Zeugin!“

Doch die Margret setzt sich nicht, sondern bleibt weiter hart neben dem Fritz Mühlensiefen stehen, und mit frohen Augen hört sie dem Antrag des Staatsanwalts und dem Freispruch des Amtsgerichtsrates zu. Dann sieht sie Fritz an mit Blicken, die voll glückhaften Lächelns und voller Verheißungen sind. „Nun komm!“, sagt sie dann und geht mit ihm hinaus, als habe sie ihn an den Händen gefaßt.



Gedankentraining „Ein Rundgang“



Die obige Abbildung stellt den Plan eines Ausstellungspavillons dar. Sie sollen nun einen Weg in diesen Plan einzeichnen, der den Besucher durch die ganze Ausstellung führt und zwar so, daß er an jeder Wand einmal, aber nie zweimal vorbeikommt. Der Weg kann an irgendeiner der Außentüren beginnen, muß aber bei derselben Außentür wieder endigen. Der Sinn der Aufgabe ist, den Plan in einem Zuge einzuzeichnen. Sobald Sie also nur ein einziges Mal absetzen müssen, haben Sie diese Denksportprüfung nicht bestanden. Sehen Sie sich daher den Plan vorher ganz genau an! Es gibt mehrere Lösungen.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Senkrecht: 1. Burgunderwein. 2. Möve. 3. Mus. 4. Tel. 5. Streu. 6. Sondershausen. 8. Ger. 9. Gin, 12. Ali. 13. Emu. 14. Sea. 15. Ida. 17. Artur. 18. Rigel. 23. Tee. 24. Ges. 25. Aas. 28. Grude. 30. Utrum. 32. Kur. 33. Eng. 35. Kuh. 36. Ohr.

Waagerecht: 7. Autosuggestion. 10. Seil. 11. Agave. 14. Seide. 16. Ulema. 18. Reude. 19. Uni. 20. Urania. 21. Arm. 22. Met. 24. Guinea. 26. Ahn. 27. Reger. 29. Laura. 31. Ewers. 34. Staub. 35. Kuno. 37. Hildburghausen.

Ein Mann, der nicht zurück will

Eine Geschichte von Ilse Möbus.

Der Direktor faltete die Zeugnisse zusammen und reichte sie dem vor ihm Stehenden.

„Es tut mir leid," sagte er. „Daß Sie was können, sagte mir der erste Blick in Ihr Gesicht. Ich habe einen Riecher für tüchtige Menschen. In normalen Verhältnissen hätte ich Sie sofort hier behalten. Aber jetzt ist es unmöglich. Wir bauen noch mehr ab."

Mergent steckte mit einer mechanischen Bewegung seine Papiere in die Brusttasche. „Ich glaube, es wäre Zeit, eine nette Todesstrahlenmaschine für tüchtige Leute zu erfinden," sagte er bitter. „Tüchtigkeit ist für einen Arbeitslosen heute ein überflüssiges Privatvergnügen."

„Na, na!" warf der Direktor begütigend ein, aber sein Besucher hatte schon das Büro verlassen.

*

Vierzehn Monate Arbeitslosigkeit. Das hieß vierzehn Monate unablässiges Suchen, Bitten, Bewerben, vierzehn Monate Hoffen und Enttäuschtsein, Bedauern und Zurückgewiesenwerden. Seine letzte Stellung hatte er in Essen gehabt. Nach seiner Entlassung hatte er in Düsseldorf, Köln, Mannheim, Leipzig, Bitterfeld alle Werke, bei denen etwas Aussicht auf Arbeitsmöglichkeit vorhanden schien, aufgesucht und Hunderte von Bewerbungsschreiben versandt. Zweimal hatte man ihm begründete Hoffnung gemacht, aber immer hatte ein neues Anziehen der Krise seine Einstellung verhindert. Nun lief er seit einer Woche in Berlin herum — ohne Erfolg.

Mergent blieb stehen und betrachtete sich im Spiegel einer großen Schaufensterscheibe. Mit selbstquälerischem Sarkasmus musterte er den farblosen, abgetragenen Hut, das lange Haar, das schlecht rasierte, magere Gesicht, den zu weiten Anzug, die schiefgetretenen Schuhe. „Wie ein Arbeitsloser eben aussieht," stellte er spöttisch lächelnd fest. Loni würde staunen, wenn sie den „großen Bruder" in diesem Aufzug erblickte, und erst der Herr Schwager, der ihm schon in guten Tagen nicht gewogen war, weil er seine Geschäfte ganz offen als Schiebereien bezeichnet hatte! Deshalb hatte Mergent auch bis heute kein Wort von seiner Stellungslosigkeit verlauten lassen unn nur auf seltenen Karten an die Schwester mitgeteilt, es ginge ihm gut. Aber nun hatte diese Komödie keinen Zweck mehr. Er war einfach am Ende. Mit den paar Pfennigen in der Tasche war er reif für den Bettel und das Obdachlosenasyl. Seit Tagen hatte er nichts Warmes mehr in den Leib bekommen. Auf der Straße hatte er mit Schwindelanfällen zu kämpfen, und sein altes Leiden, schwere Kopfkrämpfe, überfielen ihn manchmal mit einer Heftigkeit, daß er glaubte, vor Schmerzen wahnsinnig zu werden. So ging das nicht mehr weiter. Erst einmal ausruhen, schlafen — dann konnte man weiter sehen. Die Unterkunft in seinem Hause konnte ihm der Schwager nicht verweigern. Macht er Schwierigkeiten, dann war immer noch seine Schwester da, die kleine Spielgefährtin seiner Jugend die ihm erst durch ihre Ehe entfremdet worden war, als ihre Vergnügungssucht und ihr Luxusbedürfnis sie einen Mann wählen ließ, den er von Anfang an mit Mißtrauen betrachtete.

Mergent fragte einen Verkehrspolizisten nach dem Weg. Wieder überfiel ihn ein Schwindelanfall, aber er riß sich zusammen und erreichte endlich eine breite, von hohen Bäumen eingefaßte Straße. Er drückte auf die Klingel des eleganten Neubaues. Mit leisem Surren öffnete sich die Haustür. Schwer atmend stieg er die Treppen empor. Ein plötzlicher Schweißausbruch, eine Folge von Hunger, Schwäche und Erregung durchnäßte ihn und machte ihn frösteln. Wie durch einen Schleier sah er ein hübsches, junges Gesicht, das ihn mißtrauisch musterte.

„Gnädige Frau ist nicht zu Hause", hörte er eine helle Stimme wie aus weiter Ferne sagen. Er mußte also eine Frage gestellt haben. Seltsam, daß er seine eigene Stimme gar nicht gehört hatte. Er kam erst wieder zu sich, als er unten im Hausflur stand und auf den läuferbelegten Fußboden starrte. Hier sich hinlegen können und schlafen, schlafen! Sehnsüchtig glitten seine Augen über das weiche Gewebe. Dann raffte er sich mühsam zusammen und verließ das Haus.

Von der Straße sah er zu den Fenstern des ersten Stockwerks empor. Die Balkontür stand weit offen, und ihm schien, als verberge sich ein Gesicht hinter dem weißen Vorhang, aber das war wohl einer jener Schatten, die jetzt oft vor seinen Augen tanzten. Ganz langsam, mit kleinen Schritten ging er weiter. Dann blieb er stehen und wandte sich um. Er mußte doch wenigstens wissen, wann sie zurückkam.

Vor der Haustür wurde ihm schwarz vor den Augen. Er lehnte sich an die Häuserwand und erwachte erst zum Bewußtsein, als sich die Tür öffnete und eine Hand ihn hastig hereinzog. Seine Schwester stand vor ihm. Mit entsetzten Augen sah sie ihn an.

„Hansel! Um Gotteswillen. Ich habe dich schon vom Fenster aus erkannt. Wie siehst du bloß aus!"

Mergent war plötzlich ganz wach. Mit beiden Händen umfaßte er die elegant behandschuhte Rechte der Schwester.

„Loni", sagte er beschwörend, „seit über einem Jahr bin ich ohne Arbeit. Ich bin halb verhungert. Ich kann nicht mehr weiter. Vor allem muß ich ins Bett und schlafen. Du hast doch Platz."

Aber die junge Frau schüttelte erschreckt den Kopf. „Ich kann dich in diesem Zustand doch nicht mit hinaufnehmen", sagte sie verstört mit einer zitternden Flüsterstimme. „Die Köchin und das Stubenmädchen sind oben. Was gäbe das für einen Klatsch im Hause. Und wenn mein Mann heute mittag nach Hause käme und dich so sähe!" Sie rang die Hände.

Mergent sauste das Blut in den Ohren. Er hätte das geputzte Dämchen an die Wand schleudern mögen, und wenn sie tausendmal seine Schwester war. Er mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um einer jäh ausbrechenden Wut Herr zu werden.

„Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen", sagte er zwischen den Zähnen. „Im Gegenteil. Ich habe glänzende Zeugnisse und Empfehlungen .."

Aber seine Schwester unterbrach ihn heftig, als von oben das Geräusch einer sich öffnenden Wohnungstür ertönte. Mit fliegenden Fingern preßte sie ihm ihre kleine Ledertasche in die Hände.

„Hier ist Geld. Geh in ein Hotel, kauf dir, was du brauchst! Ruf mich morgen vormittag an, gegen 11, da bin ich allein. Dann treffen wir uns."

*

Aber am nächsten Morgen wartete sie vergebens. Ihr Bruder hatte Berlin bereits verlassen. In einem letzten Aufflammen von Lebenswillen und einem seltsamen, aus den Tiefen des Unterbewußtseins kommenden Gefühl, dem er sich nicht entziehen wollte noch konnte, hatte er den ersten Zug bestiegen, der nach Norden führte. In einem kleinen meklenburgischen Dorf, aus dem sein Großvater einst vor mehr als hundert Jahren in die Stadt gewandert war, hatte er den Zug verlassen, hatte wie ein Verdurstender die reine, warme, von Sonnenlicht durchglühte Luft eingeatmet und 16 Stunden lang am Rande eines Kornfeldes geschlafen. Dann wanderte er von Hof zu Hof. Es war Erntezeit, und so bekam er gleich am ersten Tag Arbeit.

Der Lohn war elend, das Essen schlecht und die Arbeit schwer und ungewohnt. Aber in Mergent war eine nie gekannte Freude am Leben erwacht, die sich in unerbittlicher Zähigkeit äußerte. Sobald die Feldarbeit es zuließ, machte er sich daran, sämtliche Geräte im Haus, die Werkzeuge und Maschinen, über deren schlechten Zustand er sich bereits am ersten Tag gewundert hatte, gründlich zu überholen. Schweigend und respektvoll verfolgte der Bauer die Neugeburt der alten, verrosteten Dreschmaschine, die er bereits als unbrauchbar beiseite gestellt hatte, und schweigend ließ er es zu, daß der neue Hausgenosse sich dem Hauswesen einfügte, als sei er immer hier gewesen. Er brachte da und dort Verbesserungen an, er baute eine neue Scheunentür, flickte das Dach und reparierte den Küchenherd. Und so kam es, daß der Hofbauer ihm eines Tages, als er mit den Kindern vor dem Hause saß und unter lautem Jubel eine selbstgebaute Eisenbahn fahren ließ, die er ihnen schenkte, die Hand hinstreckte, um ihn aufzufordern, für immer dazubleiben.

Wochen formten sich zu Monaten, der Winter glitt über in den Frühling. Am Bach blühten die Weidenkätzchen, und aus dem Laub des vergangenen Jahres leuchteten die Schlüsselblumen. Blau und weit ruhte der Himmel über der grünenden Erde. Hans Mergent fuhr mit den beiden Gäulen vom Feld nach Hause. Schon von weitem sah er ein elegantes, rot gestrichenes Auto vor dem Hof stehen. Als er näher kam, stürzte ihm die Magd mit lächelnden, kugelrunden Augen entgegen. Besuch war da! Ein feiner Herr aus Berlin!

So wie er war, in Holzschuhen und dem alten Arbeitszeug, trat Mergent in die Stube. Ironisch musterte er den beleibten Herrn, der ihn entgeistert ansah.

„Ich irre mich doch nicht!" sagte sein Schwager endlich verlegen. „Mein armer Junge", fügte er in weinerlichem Ton hinzu, „du hättest doch wirklich einmal von dir etwas hören lassen sollen. Loni hat mir alles erzählt. Sie war damals ganz verzweifelt, aber man hat eben seine gesellschaftlichen Verpflichtungen, nicht wahr! Das arme Kind, sie hat ja ein so gutes Herz, jeden Morgen lag sie mir in den Ohren. Ich habe es mir ein tüchtiges Stück Geld kosten lassen, bis ich dich schließlich hier aufgetrieben habe, um dich... also was sagst du dazu, wenn ich dich meinen Kompagnon in spe nenne, hä?" Er rieb sich die Hände.

Mergent lachte laut auf. „Tausend Dank, aber du mußt dir einen anderen Kompagnon suchen! Ich bleibe hier!"

Der Bankier schlug die Hände zusammen. „Aber doch nicht für immer", meinte er entsetzt. „Du bist doch ein gebildeter Mensch, hast Kultur!"

Draußen im Hof ertönte Kinderlachen. Mergent trat ans Fenster und blickte hinaus. Ein lichtblauer Himmel. Am Horizont dunkel und schattenhaft Wald. Endlos dehnten sich grünende Felder, fruchtbare Erde, aus der das Getreide zum Licht drängte. Er schloß die Augen, und es schien ihm, als ob die hellen Farben sich verdunkelten. Der Himmel wurde grau und düster, die weiten Felder verwandelten sich in Fabrikgelände und Hochhäuser. Auf den engen Straßen stauten sich Menschenströme. Fäuste hämmerten an die geschlossenen Tore der Fabriken: „Gebt Arbeit, Arbeit, wir verhungern!" Aber die Tore blieben geschlossen.

Mergent legte seinem Schwager die von der Landarbeit verwerkte Hand auf die Schulter.

„Fahre du zurück in das, was du Kultur nennst," sagt er, „und grüße meine Schwester. Ich bleibe hier."

Dreiundfünfzig Minuten

Im Dienstzimmer des Blockpostens 453 schillte das Telephon. Antoine Renard griff nach dem Hörer. Eine schwache Stimme meldete sich.

„Expreß 109, dreiundfünfzig Minuten Verspätung. Begehen Sie die Strecke knapp vor Passieren des Zuges!"

„Wer spricht?", brüllte der Streckenwärter in den Apparat. „Lauter — ich verstehe Sie nicht, Fahrdienstleitung in Lorial — sagen Sie?"

Ein Krachen und Knistern wie das von elektrischen Entladungen machte jede Verständigung unmöglich. Renard schrie sich heiser, aber ohne Erfolg. Aergerlich legte er den Hörer auf. Er sah nach der Uhr und stellte fest, daß der Expreß 109 Marseille—Avignon—Valence—Lyon fahrplanmäßig in genau einer halben Stunde fällig war. Hatte er 53 Minuten Verspätung, so passierte er den Blockposten 453 nicht vor 22 Uhr 12 Minuten.

Antoine Renard schüttelte den Kopf. So arg war das Schneegestöber nun wieder nicht, daß eine solche Verspätung nötig gewesen wäre. Oder sollte etwas Besonderes —? Der Streckenwärter mußte Gewißheit haben. In gleichen Abständen rief er Lorial — sechsmal hintereinander gab er das Signal — die Station meldete sich nicht. „Der Sturm hat die Drähte zerrissen," murmelte Renard verdrießlich. „Ich werde in Avignon anfragen."

Eine ärgerliche Stimme fuhr zwischen seine Bemühungen, die Station zu erreichen. Was er denn wolle — die Verspätung des Expreß 109? Dreiundfünfzig Minuten — ja, stimmt. Kann noch mehr werden.

Nichts weiter als das! Wieder das Knattern in der Leitung — nicht einmal rückfragen konnte Renard, welche Station die Verspätung bestätigt hatte.

Antoin Renard nahm die Lektüre der Gazette de Lyon, in der ihn der Anruf aus Lorial gestört hatte, wieder auf. Aber er war kaum imstande, zwei Sätze zu Ende zu lesen. So unverständlich ihm die innere Unruhe war, es trieb ihn ein unwiderstehlicher Zwang hinaus auf die Strecke.

Keuchend kämpfte er sich durch den hohen Schnee, bis er das Licht des Signalmastes durch das dichte Flockenwirbeln schimmern sah.

„Sonderbar," wunderte sich der Streckenwärter. „Vor einer Stunde ist der Zug nicht zu erwarten und trotzdem zeigt der Block „Freie Fahrt".

Er prüfte die Zugdrähte des Signals, klopfte den Schnee von den Rollen, horchte eine Weile in das ab und aufsteigende Heulen des Sturmes hinaus. Dann schritt er die Strecke nordwärts bis zu der Betonbrücke ab, die über den Werkkanal der nahen Papierfabrik führte. Der Schnee hatte das Geländer fast zugeweht, Renard mußte jeden Schritt mit aller Vorsicht tun, der Kanal lag 15 Meter tiefer, ein Sturz auf die Eisdecke konnte das Genick brechen.

Quer über den Bahndamm führten Fußspuren, knapp daneben andere, nahezu verweht von dem unaufhörlich fallenden Schnee.

„Wilddiebe!" vermutete der Streckenwärter und wandte sich zur Umkehr. Der Sturm kniff einem ordentlich in die Ohren. Es war sinnlos, da draußen halb zu erfrieren, wo der Expreß noch gute sechzig Kilometer südwärts durch den Schneesturm stapfte.

Antoine Renard sah alle fünf Minuten nach der Uhr. „In einer Viertelstunde wäre er fällig," mrmelte er, „aber Lorial meldete 53 Minuten Verspätung, gibt eine Stunde und acht Minuten — früher ist mit der Durchfahrt nicht zu rechnen.

Nervös horchte der Streckenwärter nach dem Telephon. Nicht das geringste Geräusch — nicht ein einziges Klingelsignal.

Jetzt waren es 12 Minuten! Konnte mit rechtzeitiger Ankunft des Zuges gerechnet werden, müßte Renard jetzt noch einmal die Strecke nachsehen. — —

Renard schrak zusammen. Was hatte er nur mit den Fußspuren? Er zwang sein Gehirn, genau zu überlegen. Was kümmerten ihn Wilddiebe? Er hatte die Strecke zu bewachen, vom Wächter nordwärts bis zur Betonbrücke und nach Süden bis zum Signalmast.

Der Teufel, wozu eine Stunde vor Passieren des Zuges schon „Freie Fahrt"? Der Streckenwärter sprang auf. Wenn sich der Fahrdienstleiter in Lorial in der Angabe der Verspätung geirrt hätte — oder wenn er selbst falsch verstanden hatte!

Mit einem Schritt war Antoine bei der Tür.

„Acht Minuten," keuchte er, während er, so schnell es nur ging, vorwärts hastete. Renard stolperte, fiel, kämpfte sich über tückische Schneehügel, glitt aus, riß sich die Hände wund, sah nicht zwei Meter weit, so stoben ihm die Schneeflocken in die Augen.

Schwitzend erreichte er den Signalmast. Der Block gab noch immer „Freie Fahrt". In aller Hast zurück. Seine Lungen keuchten, das Herz hämmerte in krampfhaften Schlägen. Vorbei am Wächterhaus, nordwärts bis zur Betonbrücke! Dreihundert Meter noch — zweihundert! Antoine wußte genau, wo die Distanzsteine standen — hundert Meter, er atmete auf. Kaum daß die Beine noch vorwärts konnten. Bis zu den Hüften sank er in den Schnee. Endlich vierzig Meter — in der Hölle Namen! Hatte er nicht eben eine Stimme gehört — ein Anruf?! Von wem? Der Streckenwärter stürzte vorwärts — sein Atem pfiff — seine Augen suchten das Schneegestöber zu durchdringen...

„Halt! Nicht einen Schritt weiter!", brüllte es ihm entgegen. Ein Schuß krachte, kaum zwanzig Meter links, unten an der Sohle des Dammes, der dunkle Umriß einer Gestalt, dicht neben der Brücke eine zweite.

„In aller Teufel Namen!", schrie Renard. Zwei Revolver gaben ihm Antwort. Ein dritter eröffnete das Feuer. Ein harter Schlag gegen die rechte Brust brachte ihn zum Sturz. Vor seinen Augen wirbelten schwarze Kreise inmitten der weißen Schneeflocken. Die Zähne aufeinandergebissen, kroch der Streckenwärter auf die rechte Seite des Dammes. Ein Anschlag auf den Expreß, durchzuckte es sein Gehirn. Die Verspätung war eine Finte! Bei den Heiligen des Himmels, der Zug mußte aufgehalten werden.

„Die Signaldrähte!", stöhnte Renard. Seine Lungen versagten. Ein Würgen schnürte ihm die Kehle enger. Seine Rechte wühlte den Schnee auf, mit der Linken suchte er nach der Drahtschere in seinen Taschen. Mit letzter Kraft schnitt er die Stränge durch, jetzt mußte das Signal in die Haltestellung fallen...

Ein gellender Pfiff schnitt durch das Toben des Sturmes. Hart schlugen die Bremsen gegen die Räder. Expreß 109 hielt knapp vor Blockposten 453. Der Zugführer und zwei Schaffner machten sich auf die Suche nach Renard. Fünfzehn Meter vor dem Werkkanal fanden sie ihn, die Hände in den Schnee verkrampft, flach auf dem Boden liegend. Sein Atem ging nur schwach, aus der rechten Brustseite sicherte Blut.

Keine acht Schritte vor ihm war ein Draht an den Schienen befestigt, der zu einer Batterie unter dem mittleren Brückenpfeiler führte. Zwei Sprengladungen sollten in der Sekunde zur Explosion gebracht werden, in der der Expreß die Brücke passierte. Von den Attentätern fehlte jede Spur, sie hatten nichts zurückgelassen als ein ein Feldtelephon. An einem Telegraphenmast hatten eiserne Kletterhaken tiefe Schrammen in das Holz gerissen. Die Leitung zum Blockposten 453 war durchschnitten, die Drahtenden hingen zu Boden. Nicht zu verwundern, daß Antoine Renard weder Lorial noch Avignon erreicht hatte. Ungestört hatten ihm die Banditen ihre Weisungen erteilt und seine Anfragen abgehorcht.

Um dreiundfünfzig Minuten verspätet, setzte der Expreß 109 seine Fahrt nach Lyon fort. Dem schwer verletzten Streckenwärter rettete eine sofort durchgeführte Operation gerade noch das Leben.